

RUDOLF ENGLERT (HRSG.)

WORAN SIE GLAUBTEN –

WOFÜR SIE LEBTEN



# WORAN SIE GLAUBTEN – WOFÜR SIE LEBTEN

VORBILDER FÜR DIE  
365 TAGE DES JAHRES

EIN KALENDERBUCH

HERAUSGEGEBEN VON  
RUDOLF ENGLERT

KÖSEL

## UMSCHLAGFOTOS

### *Vorderseite:*

Johann Sebastian Bach (28. Juli), Heinrich Böll (21. Dezember),  
Vincent van Gogh (29. Juli), Ingeborg Bachmann (24. Juni),  
Martin Luther (10. November), Sophie Scholl (22. Februar)

### *Rückseite:*

Maria Theresia (29. November), Martin Luther King (4. April),  
Galileo Galilei (8. Januar), Edith Piaf (15. Dezember),  
Albert Schweizer (14. Januar), Karl Marx (14. März)

Copyright © 2006 Kösel-Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlag: Elisabeth Petersen, München  
Umschlagmotive: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin  
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell  
Printed in Germany  
ISBN-10: 3-466-36722-0  
ISBN-13: 978-3-466-36722-1

[www.koesel.de](http://www.koesel.de)

# *Inhaltsverzeichnis*

---

*Vorwort 7*

*Januar 9*

*Februar 40*

*März 68*

*April 99*

*Mai 129*

*Juni 160*

*Juli 190*

*August 221*

*September 252*

*Oktober 282*

*November 313*

*Dezember 343*

*Verzeichnis  
der porträtierten Gestalten 374*

*Verzeichnis  
der Autorinnen und Autoren 378*

*Quellenverzeichnis 381*



Der »flexible Mensch« legt sich nicht gerne fest. Er möchte sich am liebsten alle Optionen offen halten. Aber es soll doch erkennbar er (oder sie) sein, der oder die da durch die Vielfalt der Möglichkeiten navigiert. Und so ist das Thema »Identität« keineswegs erledigt, die Frage nach dem, was mich im Innersten zusammenhält, aktueller denn je. Irgendwann spürt wohl jeder: Ein Leben muss mehr hergeben als eine Serie von Jobs und Erfolgen, von Events und Episoden, es muss irgendeine Art von Gravitation geben, die dem, was sonst ein Durcheinander bliebe, eine Richtung gibt, einen »Drive«. Und so sind wir in Zeiten der Pluralität im Grunde ständig unterwegs nach Anhaltspunkten, wohin unsere Fahrt gehen könnte.

In einem Bestseller des 17. Jahrhunderts hat John Bunyan das Leben des Menschen als eine Pilgerreise beschrieben, die, unbeirrt durch zahlreiche Anfechtungen, ihrem durch die christliche Botschaft verheißenen Ziel zustrebt. Auch hier ist das Leben eine Fahrt, aber mit klaren Positionslatern. Diese Sicherheit in der Kenntnis des »wahren Weges« ist uns gründlich abhanden gekommen. Und zwar nicht, weil wir gar keinen Weg mehr sähen, sondern weil so viele mögliche Pfade gleichzeitig locken.

Was soll man tun, was kann man machen, was soll man werden, wofür lohnt es sich zu leben? Wir brauchen niemanden mehr, der uns das sagt, der uns Entscheidungen abnimmt und uns die Suche so leichter macht. Aber was wir vielleicht doch nötig haben, sind Modelle, von denen wir uns etwas abschauen können.

Mir selbst geht es so: Je entschiedener die Musterhaftigkeit eines Modells herausgestrichen wird, desto mehr Abwehr formiert sich in mir, ihm zu folgen. Je absichtloser dagegen mir solche Modelle entgegenkommen, desto freier fühle ich mich, von ihnen zu lernen.

Dieses Buch will im Grunde nichts anderes: Modelle des Lebens präsentieren, die Entdeckungen ermöglichen für die Orientierung auf der eigenen Pilgerreise. Es ist ein breites Spektrum markanter Typen, das hier aufgeblättert wird. Manche mögen dem Leser und der Leserin eher zeigen, was sie *nicht* wollen. Andere lassen einen vielleicht ganz unberührt und merkwürdig »kalt«. Wieder andere findet man möglicherweise »interessant« und »ganz nett«. Aber vielleicht sind doch auch einige dabei, die einen geradezu »anspringen«, auf die man sozusagen schon gewartet hat. Wenn es in diesem Buch für jeden

Leser, jede Leserin nur ein paar solche Personen zu entdecken gibt, dann wäre sein Zweck schon völlig erfüllt.

Wenn man mag, kann man in diesem Sinne auch von »Vorbildern« sprechen. Zwischenzeitlich in Verruf gekommen, erfreuen sich Vorbilder, gerade auch bei Jugendlichen, heute wieder größerer Bedeutung. Man hat längst erfasst, dass Vorbilder keine biografischen Kopiervorlagen sind. Eher handelt es sich um Einladungen, über die eigene Fahrtrichtung nachzudenken, um Schlaglichter auf das, wofür es lohnt sich einzusetzen, um Beispiele für eine realisierte Berufung.

Die in diesem Buch vorgestellten Menschen haben ihre Berufung überwiegend in der Auseinandersetzung mit der Tradition und dem Anspruch christlichen Glaubens gefunden. Dabei macht die Gesamtheit der 365 Personen und die Buntheit ihrer Schicksale deutlich, wie viel Platz diese Tradition dem Einzelnen lässt. Dennoch fehlt hier mancher und vor allem manche, die ebenfalls erinnerungswürdig wären. Dies hat vor allem damit zu tun, dass dieses Buch sich an einem Jahreskreis aus Geburts- und Todestagen orientiert. Und es hat weiter damit zu tun, dass jede hier vorgestellte Skizze um einen Originaltext der betreffenden Person herum gestaltet werden sollte. Auf diese Weise sind wir zum Verzicht auf viele beeindruckende, aber leider »schriftlose« Frauen aus vergangenen Jahrhunderten gezwungen gewesen.

Dieses Buch will also erinnern, an bekannte und weniger bekannte und vielleicht vielen ganz unbekannt Männer und Frauen aus unterschiedlichen Zeiten: Jeden Tag wird ein anderes Fenster aufgestoßen. Und der Blick fällt auf einen Menschen, der in einer bewusst ausschnitthaften Skizze gleichwohl doch so dargestellt wird, dass sich erkennen lässt, woran er geglaubt und wofür er gelebt hat. Den Autorinnen und Autoren, die diese Skizzen aus einer mitunter lebenslangen Vertrautheit mit ihrem Gegenstand angefertigt haben und sich dabei zu äußerster Reduktion zwingen mussten, sei dafür herzlich Dank gesagt. Herzlichen Dank auch an die Adresse des Kösel-Verlages, der dieses Buch mehr als zehn Jahre nach seinem ersten Erscheinen nochmals als preisgünstige Sonderausgabe herausgebracht hat.

*Rudolf Englert*  
im Frühjahr 2006





Wenige Wochen jünger als Martin Luther, ist Zwingli am 1. Januar 1484 im Bergdorf Wildhaus in der Grafschaft Toggenburg als Sohn des Ammanns (Bürgermeisters) geboren. Noch heute kann das Geburtshaus im Unterdorf besichtigt werden. Die Zeitgenossen beschreiben ihn als einen mittelgroßen Gebirgssohn mit einem fröhlichen, freundlichen, nüchternen, offenerherzigen, gelegentlich auch heftigen Wesen. Seine Rede als Pfarrer von Glarus, Einsiedeln und Zürich empfand man als anschaulich und lebendig, nie grob, zuweilen aber ironisch. Geistig bestimmte ihn vor allem der Humanismus, den er als Schüler in Basel und Bern und als Student in Wien und Basel kennengelernt und angenommen hatte. Seit 1513 kündigt sich aber anderes und Neues an: Eine Zuwendung zum Neuen Testament jenseits von dessen »geheimem Sinn«, wie ihn der große Erasmus lehrte. »Du mußt ... den Sinn Gottes rein aus seinem einfaltigen Wort lernen.« Mit solcher Erkenntnis beginnt die schmerzliche Trennung vom Humanistenfürsten, der Reformen forderte und beim alten blieb. Aus dem der Kurie und dem Papst ergebenen Pfarrer und Feldprediger, dem Humanisten und Reformator wurde jetzt der Reformator, aus dem Begleiter der Glarner Landsknechte in der Schlacht von Marignano 1515 der Kämpfer gegen das Reislafen\* und das für die Oberschichten der eidgenössischen Stände lukrative Pensionswesen:

*Gottes Wort muß Widerstand haben, damit man seine Kraft sieht. Wenn ein Pfarrer nur leisetritt und süß schwätzt, geht alle Gerechtigkeit und Freiheit zugrunde. Ich habe alle meine Anfeindungen daher, daß ich gegen Raub, Krieg und Gewalt kämpfe.*

Der 1519 an das Zürcher Großmünster berufene Leutpriester wollte auch nicht mehr nach der herkömmlichen Perikopenordnung predigen, sondern in der Form einer fortlaufenden Auslegung biblischer Bücher, zuerst des Matthäusevangeliums. Dabei hoffte er auf den Beistand des Heiligen Geistes, den er unter ernstlichem Gebet und fleißigem Vergleich mit anderen Texten zu empfangen hoffte. Solche Auslegung »der Geschichte von Christus dem Heiland« handelte aber nicht nur von Gott und der Seele, sondern geriet nicht selten zu scharfer Polemik gegen kirchliche und weltliche Mißstände seiner Zeit, gegen Ablaß, fehlgeleitete, abergläubische Frömmigkeit, Götzendienst

vor Bildern, Geiz und Unkeuschheit von Mönchen, aber auch gegen sämtliche Bündnisprojekte der Eidgenossen mit Frankreich und dem Papst und vor allem gegen das einträgliche Pensionswesen. Aus dem humanistisch gebildeten Reformator war der prophetische Reformator von Zürich geworden.

Nicht ohne Anstöße aus Wittenberg, aber durchaus eigenständig und in einem durchaus vom Kursachsen Luthers unterschiedenen Kontext ertönte jetzt aus Zürich die reformatorische Botschaft von Gerechtigkeit und Freiheit. Nicht die Befreiung des Gewissens von ewiger Verdammnis bestimmte aber das Zentrum der Botschaft des Schweizer, sondern die Freiheit von menschlichen Geboten. Sich ausschließende Gegensätze waren für Zwingli auch nicht das Gesetz und das Evangelium, sondern Menschenwort und Gotteswort. Dennoch wußte sich Zwingli zeitlebens dem Vorbild Luthers verpflichtet, des Mannes, der ihm anlässlich des Religionsgesprächs in Marburg 1529 die brüderliche Liebe versagte.

Im Jahr 1525 war es dann so weit, daß in Zürich die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern in Gang kam. Die Messe wurde abgeschafft. Es folgte die Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Klöster und Stifte wurden zu Spitälern und Schulen. Das Kloostergut floß in die Kassen für Bedürftige und Bedrückte. Zu den damit verbundenen harten Auseinandersetzungen mit den Altgläubigen kamen in diesen Jahren auch noch die Konflikte mit den Radikalen, den Täufern, denen die Reformation Zwinglis nicht weit genug ging. Siege und Niederlagen wechselten sich ab. Als es 1528 gelang, die mächtige Stadt Bern für die Reformation zu gewinnen, verschärfen sich die Spannungen in der Eidgenossenschaft weiter: Am 9. Oktober 1531 erklären die fünf katholischen Orte (Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern) dem wenig gerüsteten Zürich und seinen Verbündeten den Krieg. Es kommt zur Schlacht bei Kappel am Albis. Zwingli, der Prediger des Friedens und der Feind des Reislafens, stirbt als Soldat in der Schlacht. Sein Leichnam wird vom Henker gevierteilt und verbrannt.

*Lesehinweis:* U. Zwingli, Wer glaubt, ist frei, Wien 1984

*Glossar:* \*Die vom 16. bis 18. Jh. in der Schweiz verbreitete Praxis, sich als Söldner einer auswärtigen Macht zu verdingen.

Klaus Wegenast

Gemessen an großen, in mancher Hinsicht geradezu »heroischen« Gestalten wie Origenes, Tertullian, Athanasios oder Augustinus nimmt sich Gregor ein wenig kleinformatig aus. Er ist ein Heiliger mit ganz unleugbaren Schwächen, der immer wieder redet, anstatt zu handeln, lamentiert, statt zu ertragen, ausführlich von sich selbst spricht, statt die Anliegen der anderen zu sehen. Mehrfach flüchtet er vor der ihm übertragenen kirchlichen Verantwortung in die Einsamkeit eines kontemplativen Lebens. »Mir ist das Leben«, so versucht er sich zu rechtfertigen, »ein Sturm, vor dem ich mich auf einem Felsen, einem Abhänge, hinter einem Damme zu schützen suchte«. Er ist ein Jonas, der sich vor einer unbequemen Mission gerne drückt, ein »Zerrissener«, der nicht recht weiß, wo sein Platz ist. Gerade das bringt ihn uns freilich auch nahe, näher vielleicht sogar als manchen der anscheinend unbeugsamen Großen aus dieser Zeit.

Gregor ist der Sohn des Bischofs von Nazianz, aus »bester« Familie, gebildet an den renommiertesten Schulen, befreundet mit hervorragenden Persönlichkeiten (insbesondere Basileios) – so gesehen ein »Glückskind«. Daß dieser so Begünstigte in ganz außerordentlicher Weise fähig ist, mit denen zu fühlen, die ausgestoßen, krank, wie auch immer »arm« sind, hängt gewiß auch mit seiner eigenen Schwachheit zusammen. In bewegender Weise zeigt sich diese Fähigkeit zum Mitleid in Gregors Rede »Über die Liebe zu den Armen«. Gregor verfaßte sie vermutlich 373, anlässlich der Eröffnung eines Siechenhauses. Eindrucksvoll kontrastiert er das Elend der Armen (insbesondere der Leprakranken) und das Wohlleben der Reichen. Dann erinnert er daran, daß der Mensch alles, was er besitzt und an was er sich freut, von Gott hat:

*Erkenne es, wer es dir gegeben hat, daß du bist, daß du atmet, daß du denkst, daß du – was das Höchste ist – Gott erkennst...! Erkenne, wer es dir gegeben hat, daß du Gottes Sohn, Erbe Christi und – um ein kühnes Wort zu gebrauchen – Gott selber bist! Woher kommt dir all das, wer hat es dir gegeben? Oder – um von dem Geringeren und dem Sichtbaren zu reden – wer hat dir die Möglichkeit gegeben, zu schauen die Schönheit des Himmels, den Wandel der Sonne, die Scheibe des Mondes, die Zahl der Ster-*

*ne, die hier überall sich offenbarende, der Leier gleiche Harmonie und Ordnung, den Ablauf der Stunden, den Wechsel der Jahreszeiten, den Kreislauf der Jahre, die gleiche Verteilung von Tag und Nacht, die Erzeugnisse der Erde, das Luftmeer, die weite Fläche des bald entfesselten, bald ruhigen Meeres, die Tiefe der Flüsse, die Strömungen der Winde? ... Ist es nicht der, welcher jetzt von dir vor allem und für alles Barmherzigkeit verlangt? Nachdem wir von ihm so vieles bereits empfangen haben und noch erwarten, müssen wir uns da nicht schämen, daß wir Gott nicht einmal das eine Opfer, die Barmherzigkeit, bringen wollen?*

Einige Jahre später rückt Gregor für kurze Zeit ins kirchenpolitische Rampenlicht, als er zum Metropoliten von Konstantinopel bestellt wird (381). Obwohl er diese Aufgabe für seine Verhältnisse ungewöhnlich beherzt angreift, endet schließlich doch auch dieses Intermezzo mit einem ziemlichen Desaster: Gregor tritt von seinem hohen Amt zurück und begibt sich für die letzten Jahre seines Lebens auf den Familienbesitz in der Nähe von Nazianz. Hier kann er sich endlich wieder einem beschaulichen Leben widmen: »dem Fleisch und der Welt entrückt, in sich selbst versunken, mit Menschen nur, wo es notwendig ist, in Fühlung stehend«.

*Lesehinweis:* Gregor von Nazianz, Reden. Über den Frieden. Über die Liebe zu den Armen (bearb. v. M. Kertsch, übers. von Ph. Haeuser), München 1983

*Rudolf Englert*

Am 12. November 1869 in Buchholz (Eifel) geboren und 1893 in Köln zum Priester geweiht, wurde Anton Heinen nach Kaplansjahren in Mülheim/Ruhr und als Rektor eines Mädcheninternats in Eupen ab 1909 durch seine Tätigkeit als Referent für Apologetik beim »Volksverein für das katholische Deutschland«, dessen Zentrale sich in Mönchengladbach befand, zum Pionier christlicher Volksbildung. So wie es um die Mitte des 19. Jahrhunderts der dänische Reformler N.F.S. Grundtvig angeregt hatte, waren für Heinen nicht Massenvorträge das Mittel zur Volksbildung, sondern er verband in intensiven Gesprächen Menschen aller Schichten zu Arbeitsgemeinschaften.

Volksbildung sollte »Schule des Lebens« sein, nicht lebensfremde »Buchschule«. Die Formel »Volksbildung ist Volk-Bildung« weckte nach 1918, als die Volksgemeinschaft durch Klassen- und Parteiengegensätze zerrissen war, die Hoffnung auf neues Volksbewußtsein. Heinens Schriften, massenhaft verbreitet, machten die Vorstellungen von einem »organischen« Volksleben im deutschen Katholizismus der Weimarer Zeit populär. Das ab 1920 von Heinen in Paderborn geleitete Franz-Hitze-Haus wurde zum Modell katholischer Heimvolkshochschulen, wo in intensiven Gesprächen und durch den Stil des Zusammenlebens aktives politisches Handeln in Kirche und Staat eingeübt werden sollte.

In den zwanziger Jahren geriet Heinen in Opposition zur Bildungsarbeit der katholischen Vereine (zusammengeschlossen im »Zentralbildungsausschuß« unter Leitung Bernhard Marschalls, von Heinen ironisch »Bildungsmarschall« genannt). Eigenwillig, kritisch und unabhängig im Denken, scheute Heinen auch nicht die Kritik an kirchlicher Organisationsautorität. Die Universität Bonn promovierte ihn zum Ehrendoktor der Theologie. Heinen starb als Pfarrer in Rickelrath am 3. Januar 1934.

*Gemeinschaft ist ... die höhere, beseelte Einheit, das innerlich von der lebendigen, organischen Kraft der Liebe, der Verbundenheit im Schicksal Zusammengehaltene. Gemeinschaft kann bloß da sein, wo eine Liebe, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, eine Bindung durch die Gewissen, ein Vertrauen ist, und die Einzelnen in eine höhere Einheit umgewandelt, in eine »andere Welt« verpflanzt hat.*

Urzelle der Gemeinschaft ist die Familie und in dieser das Kind: *Das Kind schafft seine Welt nicht mit Überlegung,*

*etwa denkend, planend: »Jetzt will ich mir eine Welt schaffen.« Die Welt kommt vielmehr zum Kinde als Mutterlächeln, als Wiegenlied, als Vater, als Bruder und Schwester, als Stück Holz, als Hund und Katze, als Vogel und Blume, als Tag und Nacht, als Hungeriger und Durstiger, als Schutzbedürftiger, als Suchender, Ergreifender und Abstoßender. Das Kind steht geistig nicht der Welt gegenüber als Fertiger einem Fertigen, als Subjekt einem Objekt, sondern als Ich einem Du. Man darf nicht denken, dem Kind sei seine Welt einfachhin geschenkt, und es habe nichts weiteres zu tun, als sie in Besitz zu nehmen. So einfach liegen die Dinge nicht. Eine Welt hat das Kind nur in dem Maße, als es sie in sich hineinläßt, aber zugleich Herr darüber wird.*

An Heinens Denken wurde kritisiert, in ihm werde ein »Universalismus« der Familie vorausgesetzt, der für die vorindustrielle Welt charakteristisch gewesen sei, aber den Wandel zur kleinen Eltern-Kind-Familie nicht zur Kenntnis nehme, auch nicht das zunehmende Angewiesen-Sein der Eltern auf Erziehungseinrichtungen außerhalb der Familie. Heinens »organische« Auffassung von Gemeinschaft und Familie dokumentierte – vielleicht zum letzten Mal im 20. Jahrhundert – das soziale Bewußtsein der ländlich-bäuerlichen Bevölkerung, weckte aber auch ein neues Fragen nach den Wurzeln menschlicher Gesellung.

*Lesehinweis:* K. Bozek, Anton Heinen und die deutsche Volkshochschulbewegung, Stuttgart 1963

Franz Pöggeler

Weder Krieg noch körperliche Krankheit noch Depressionen haben Albert Camus jemals vergessen lassen, was ihn die Jahre seiner Jugend unter südlichem Himmel, am Strand des Mittelmeeres, am Rand der Wüste gelehrt hatten: die Liebe zum Leben. »Sauver les corps – das Leben retten« – das war eines seiner Leit motive, es war das Motiv seiner politischen Ethik. Ob er als junger Journalist 1939 in einer Artikelreihe das Elend in der Kabylei, jenem gottverlassenen Winkel des französischen Kolonialsystems, anklagte oder ob er 1946, wieder in einer Serie, wieder als Journalist, unter dem Titel »Weder Opfer noch Henker« politisch-moralische Reflexionen über die Nachkriegswelt und deren neue Ordnung anstellte oder ob er, als umstrittener und angefeindeter Schriftsteller, gegen das Gemetzel des Algerienkriegs zur Verständigung aufrief – immer ging es um die Rettung des körperlichen Lebens: vor Verachtung (durch Weltanschauungen) und Vernichtung (durch staatlich organisierten Mord).

Man hat Camus oft als eine Art Propheten des Absurden dargestellt. Solchen Interpreten hat er selbst entgegengehalten: »Wie können sie nur übersehen, daß nie zuvor ein solcher Schrei des Vertrauens zum Menschen laut geworden ist?« Das war seine philosophische Position: Pessimismus in bezug auf die *Conditio humana*, aber Optimismus in bezug auf den Menschen, den er für besser hielt als sein metaphysisches Los. Und aus diesem Bekenntnis zum Menschen, aus dieser »Treue zur Erde« ergab sich für ihn die moralische Verpflichtung, »Fürsprecher des lebendigen Geschöpfs« zu sein, die er in seiner Nobelpreisrede im Dezember 1957 insbesondere dem Künstler zuschrieb.

Im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ist es vor allem Albert Camus' politische Ethik, die ihre Aktualität erweist. Was er in den leidenschaftlichen Debatten um die Neuordnung der (Welt-)Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg als Diagnose und Forderung an die Politik festhielt, zeugt von großer Sensibilität für die globalen Probleme. Daß er sich den Koalitionen zur Linken und zur Rechten verweigerte, verlieh seiner Position die Stärke des Moralisten, der sich keinem Fraktionszwang beugen muß. Es dürfte gut sein, sich beim Nachdenken über jedwede »neue Weltordnung« seiner zu erinnern:

*Wir wissen heute, daß es keine Inseln mehr gibt und daß die Grenzen sinnlos geworden sind. Wir wissen, daß wir in einer in ständiger Beschleunigung befindlichen Welt, in der man den Atlantik in weniger als einem Tag überquert und in der Moskau binnen weniger Stunden mit Washington korrespondiert, zur Solidarität oder Komplizität gezwungen sind. In den vierziger Jahren haben wir gelernt, daß das Unrecht, das man einem Prager Studenten antut, gleichzeitig einen Arbeiter in Clichy trifft, daß das Blut, das irgendwo an den Ufern eines Flusses in Mitteleuropa verspritzt wurde, einen Bauern aus Texas dazu brachte, sein eigenes auf dem Boden der Ardennen zu vergießen, die er nie zuvor gesehen hatte. Es gab und gibt kein einziges isoliertes Leiden, keine einzige isolierte Tortur in dieser Welt, die nicht auf unser alltägliches Leben zurückwirkte...*

*Ebensowenig kann irgendein wirtschaftliches Problem, so zweitrangig es auch scheinen mag, außerhalb der Solidarität der Nationen gelöst werden. Das Brot für Europa wächst in Buenos Aires, und die Maschinen für Sibirien werden in Detroit gebaut. Heute ist die Tragödie kollektiv. Wir wissen also alle, ohne den Schatten eines Zweifels, daß die neue Ordnung, die wir suchen, nicht lediglich national oder kontinental sein kann. Sie muß universal sein...*

*Retten, was noch zu retten ist, um die Zukunft möglich zu machen – das ist gefordert, als Antrieb, Leidenschaft und Opfer...*

*Lesehinweis:* Unter dem Zeichen der Freiheit. Camus-Lesebuch (hrsg. v. H. Wernicke), Reinbek 1985

*Michael Laube*

»Dem Herzen Jesu zuliebe: Zähneputzen. Sich den Hals waschen. Jeden Freitag eine frische Schürze umbinden. An jedem Herz-Jesu-Freitag die Frühmesse besuchen. Am zweiten Freitag nach Fronleichnam das Herz-Jesu-Fest würdig begehen. Das Herz Jesu in sich und sich im Herzen Jesu sein lassen.« In ihrem Roman »Klosterschule«, dem die Passage entnommen ist, beschreibt die österreichische Schriftstellerin Barbara Frischmuth eine Art Abrichtungsprozeß: Ein junger Mensch soll sich in das religiöse Sprachspiel einer geschlossenen Gesellschaft fügen. Szenen aus den fünfziger Jahren, die vielen heute wie Geschichten aus einer versunkenen Welt vorkommen. Zähneputzen um des Herzens Jesu willen – nicht zu glauben. Die »Erfinderin« der sogenannten »Herz-Jesu-Frömmigkeit«, die den meisten von uns heute völlig fremd geworden ist und die in Frischmuths »Klosterschule« auf eine heute kurios anmutende Weise trivialisiert wurde, ist Gertrud von Helfta. »Das Herz Jesu in sich und sich im Herzen Jesu sein lassen« – das ist tatsächlich das, worum es Gertrud im wesentlichen ging. Für Gertrud ist diese Intention freilich die reifste Frucht eines mystischen Begegnungsgeschehens mit ihrem Herrn Jesus Christus, dem »Heil und Licht« ihrer Seele. Diese Begegnung verdichtet und versinnbildlicht sich in der Vereinigung ihrer beider Herzen: Jesu durchstoßenen Herzens, dem Symbol seines erlösenden Leidens, und Gertruds verderbten Herzens, Sinnbild des Menschen als eines »Gefäßes aus Lehm«. Durch diese Vereinigung und die ihr darin zuteil werdende Nähe und Zuneigung Jesu Christi wird das Herz Gertruds geläutert, eine Erfahrung, die sie in ihrem Bekenntnisbuch des »Gesandten der göttlichen Liebe« (Legatus divinae pietatis) immer wieder überschwänglich preist:

*Kurz nach Beginn meines sechsundzwanzigsten Lebensjahres kam jener Montag vor dem Fest der Reinigung. ... Du hast mich in mein Innerstes geführt, – dies war mir bis zu jener Stunde unbekannt. Und dann begannst du, in mir zu wirken wunderbar und voller Geheimnis. Du hast mich so verwandelt, daß du in Hinkunft wie im eigenen Hause ein Freund mit dem Freunde oder der Bräutigam mit der Braut vertrauten Umgang hast, so du in meinem Herzen mit meiner Seele deine Freude finden könntest.*

Gertrud macht die Erfahrung, durch die Begegnung mit Jesus zuinnerst, in ihrem Herzen, verwandelt zu werden. Sie erlebt diese Verwandlung als Befreiung zu ihrem eigentlichen Leben, eben völlig anders als die Klosterschülerin Frischmuth, die den ständigen Verweis auf das Herz Jesu als Teil einer Fremdherrschaft empfindet. So wird Gertrud zu einer starken Frau, die ihre eigenen körperlichen Leiden auszuhalten vermag und offen ist für die Nöte ihrer Nächsten. Die hochgebildete Nonne, die bereits mit fünf Jahren in das zu den geistigen Zentren ihrer Zeit zählende Zisterzienserinnenkloster Helfta (Gertrud von Hackeborn, Mechthild von Hackeborn, Mechthild von Magdeburg) gegeben wurde, deren Wissensdurst ungeheuer und deren Beredsamkeit groß gewesen sein müssen und die sich in ihren jungen Klosterjahren darauf wohl durchaus auch etwas einbildete, wird schließlich stark genug für die Demut.

*Lesehinweis:* Erhebe dich, meine Seele. Mystische Texte des Mittelalters (ausgew. u. hrsg. v. J. Lanczkowski), Stuttgart 1988 (Reclam UB 8456)

*Rudolf Englert*

»Rechenschaft einer Haft« lautet der Untertitel von Hanns Liljes Erinnerungen an seine Zeit in den Gestapo-Gefängnissen von August 1944 bis zum Kriegsende. Lilje, Jahrgang 1899, war als Pfarrer der Bekennenden Kirche in Verdacht geraten, zumindest Mitwisser der Verschwörer des 20. Juli 1944 zu sein. Verdächtig war er als Vizepräsident der World Christian Federation (1932-1935) und Generalsekretär des Lutherischen Weltkonvents (1935-1945) den kleinbürgerlichen Schergen der nationalsozialistischen Terrorjustiz schon alleine wegen seiner Auslandsbeziehungen. Vielleicht hat diese Verbindung mit der weltweiten Kirche verhindert, daß er – wie viele seiner Mithäftlinge – hingerichtet wurde. Die Erfahrung der Todesnähe führte ihn in Selbstprüfungen, die für seinen späteren Lebensweg prägend geblieben sind:

*Die Zelle in diesem modernen Gefängnis (Tegel) ist zwar kleiner als die in der Lehrter Straße, man kann nur fünf Schritte in der Längsrichtung machen, aber sie ist ganz sauber, und wenn in diesen lichten Herbsttagen die Sonne hereinfällt, liegt etwas von der kargen klaren Schönheit einer Mönchszelle über ihr. Je deutlicher mein Schicksalsweg wird, desto stiller wird es um mich und in mir. Die Welt versinkt, die Stimmen des Tages schweigen ... Löffel und Napf, Tisch und Pritsche – es sind ganz wenige, einfache Dinge, die um mich geblieben sind. Es ist nichts Aufregendes und Zerstreues mehr da. Mein Geist ist ganz ausgeruht und frei für die wesentlichen Eindrücke.*

*Der Strom der Zeit zieht in ruhiger, mächtiger Bahn frei und gelöst auf Gott zu. Eigentlich tut er es immer; aber mir sind hier in der Stille die Organe zuteil geworden, es deutlicher zu erkennen. Mir ist erlaubt, jenen Streifen Landes am Strande der Zeit zu betreten, auf den schon ein Schein der anderen Welt fällt. Ich habe nicht gewußt, daß ein Dasein, das noch ganz irdisch und menschlich ist, schon so offen sein kann für die Welt Gottes. Gesegnete Stille. Gesegnete Einsamkeit. Gesegnete Haft.*

*Und nun beginnt die große Revision. Das ist zunächst Schritt für Schritt ein Weg in die Tiefe. Bild um Bild steigt aus der Vergangenheit auf, längst vergessene Szenen aus völlig vergessenen Winkeln. Ich habe nicht gewußt, daß in der Todesnähe die eigene Vergangenheit mit solch plastischer Anschaulichkeit vor unser geistiges Auge treten kann, und ich ahne von Ferne, wie es sein wird, wenn am*

*jüngsten Tage unser Leben vor den Augen des ewigen Richters liegen wird wie ein aufgeschlagenes Buch. Ich verstehe zum ersten Male die unheimliche Wirklichkeit des Psalmwortes: »Unsere unerkannte Sünde stellst du ins Licht vor deinem Angesicht.« Was steigt da alles aus dem Brunnen der Vergangenheit auf! ... Welche Kette dunkler Erinnerungen ergibt das, wenn wir zum ersten Male nicht im milden Lichte bürgerlicher Maßstäbe, sondern im Angesichte der Ewigkeit unseren bisherigen Weg überschauen ... Es ist ein Gefühl völliger Wehrlosigkeit gegenüber der eigenen Vergangenheit; nichts, keinen einzigen Handschlag kann ich mehr an ihr ändern, mit unabänderlicher Abgeschlossenheit steht sie da. Aber es ist gerade dies Gefühl völliger Wehrlosigkeit, das mir den Weg zu Gottes Erbarmen öffnet.*

Als Mitunterzeichner der Stuttgarter Schulderklärung vom 18./19. Oktober 1945 wurde er Bischof der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers (1947-1971) und bald auch wieder in internationale Organisationen berufen, zuletzt als Mitglied des Präsidiums des Weltrates der Kirchen. Sein Anliegen war das Reich Gottes, das keine Grenzen kennt, »eine Wirklichkeit, die über bloße menschliche Zweckmäßigungsplanung weit hinausreicht. Ich glaube eine Communio Sanctorum«. So schließt er seinen Lebensbericht (»Memorabilia. Schwerpunkte eines Lebens«). Das Bewußtsein, daß alle Christen und Menschen den *einen Gott* zum Gegenüber haben, vor dessen Liebe und Gerechtigkeit die historisch bedingten Unterschiede ihre nur relative Bedeutung offenbaren, hat seiner vom Elternhaus vermittelten direkten Art, mit Menschen umzugehen, die geistliche Weite gegeben, die seine Zeitgenossen an ihm erstaunte. Ein bißchen Heiliger, erdverbundener Niedersachse, Weltenbürger zugleich, ein Bischof, der nicht verleugnet hat, daß er aus kleinen Verhältnissen stammte, und der sich auch als Abt des evangelischen Zisterzienserklosters Loccum die Fähigkeit bewahrte, mit der Bevölkerung des Dorfes, das zum Stiftsbezirk gehört, freundschaftlichen Umgang zu pflegen, ohne daß seine bischöfliche Würde einen Kratzer bekommen hätte.

*Lesehinweis:* H. Lilje, Im finstern Tal. Rechenschaft einer Haft, Hannover 1985

Jörg Ohlemacher

Eigentlich steht am Anfang seiner Geschichte als Ordensmann und Missionar ein Motiv, das so manchen in seiner Zeit bewegt: in fernen Landen vielen Seelen helfen zu können, damit die vielen und vielleicht auch die eigene in den Himmel finden. Doch dann entdeckt der junge Schulte – noch Theologiestudent – im letzten Kriegsjahr (1917) seine Leidenschaft für die Fliegerei. Als Oblatenpater im Sommer 1925 zur Volksmission nach Berlin versetzt, nutzt Schulte die Gunst der Stunde – gleichsam als »wundersame Fügung der Vorsehung Gottes« – und erneuert seine ungültig gewordene Fluglizenz. Er träumt von der »Einführung des Missionsflugzeuges«. Seine Ordensoberen sind von dieser Idee zunächst nicht sehr begeistert. Aber Schultes westfälische Beharrlichkeit, ein Redevermögen, das »auf jeden Pott 'nen Deckel« weiß, und abermals die Hilfe der Vorsehung öffnen den Weg: Im damaligen Südwestafrika ist ein Freund und Mitbruder durch die Kärnerarbeit auf einer der Missionsstationen umgekommen. Schulte wagt sich mit seiner Idee vor:

*Wäre ich nur mit einem Flugzeug drüben – jenseits des großen Wassers – gewesen, und wäre es nur ein altes Schulflugzeug, so hätte ich meinen Freund wohl retten können. Der nach einer Expedition schwer Erkrankte hätte in zweieinhalb Stunden einem europäisch eingerichteten Krankenhaus zugeführt werden können. So starb er allein, in heidnischer Umgebung, ohne Priester. Ja, wenn ihm statt der Ochsen- und Mauleselkarawane, mit der er an manchen Tagen trotz der größten Anstrengungen nur zehn Kilometer voran kam, gleich für dreihundertneunzig Kilometer Hinreise ein Flugzeug zur Verfügung gestanden hätte, wäre er ja gar nicht ermüdet. Die für ihn so verhängnisvoll endende Expedition wäre auf dem Luftwege eine Erholung gewesen. Es ist ein Jammer, zusehen zu müssen, wie die Besten sterben, obschon ein geeignetes Verkehrsmittel vorhanden ist, um so vielen Missionaren das Leben zu erhalten. Wahrhaftig, die Einführung des Missionsflugzeuges ist von missionspraktischer Bedeutung! Tausend Hände sehe ich bittend zu uns herübergestreckt, aus den Urwäldern Afrikas, aus dem Inselgebiet Australiens, aus den Schneehütten der Eskimos, den Savannen Südamerikas, Bitten der Unkultur an die Kultur: »Kommt herüber und helft uns mit sicheren, schnellen Verkehrsmitteln – Kraftwagen, Motorbooten und Flugzeugen!«*

Im Frühjahr 1927 ist Schulte am Ziel: In Köln wird die »Miva«, die Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft gegründet. Neben Konrad Adenauer als 1. Vorsitzenden wird er deren geschäftsführendes Vorstandsmitglied und technischer Leiter. Als rühriger Manager sorgt er sich von nun an um die »Beschaffung und (den) Betrieb von modernen Verkehrsmitteln für die katholischen Missionen«. Und umgeben von der Aura eines »tollkühnen Mannes in seiner fliegenden Kiste« wird er zum »fliegenden Pater«, der für seine Sache selbst einsteht.

Dabei bleibt auch er nicht unberührt vom Zeitgeist. Im Nachwort seines 1934 erschienenen Büchleins schlägt er kräftig nationalistische Töne an, (die er bei der Neuauflage dieses Bändchens nach dem Krieg tilgt). Auch seine Wertung der Kulturen in Übersee als »Unkultur« klingt heute eher befremdlich. So sind Schultes pastorales Selbstverständnis und sein fliegerisches Heldentum Ausdruck einer zurückliegenden Epoche kirchlicher Missionsarbeit. Beindruckend und notierenswert aber bleiben sein Pioniergeist und seine Unerschrockenheit – menschliche wie christliche Tugenden, die wir auch heute dringend brauchen ...

*Lesehinweis:* P. Schulte, Der fliegende Pater. Das Werk eines modernen Missionars, Berlin 1934

*Michael Mingenbach*

Als am 8. Januar 1642, gegen vier Uhr morgens, in der kleinen Ortschaft Arcetri, unweit von Florenz, Galileo Galilei verstarb, war dies nicht nur der Heimgang eines großen Gelehrten und eines kämpferischen Geistes. Im Morgenrauen jenes Tages endete auch ein langes Leben voller Schmerzen. Krankheiten hatten Galilei seit seiner Jugend begleitet. Mit fünfzehn Jahren kommt ein Augenleiden zum Durchbruch, das ihm immer wieder Probleme bereitet. Im dreißigsten Lebensjahr zieht er sich zusätzlich eine schwere Arthritis zu; auch von ihr wird er immer wieder befallen. Die letzten Lebensjahre verbringt er schließlich in völliger Dunkelheit, seit im Jahre 1637 zuerst sein rechtes, dann auch sein linkes Auge völlig erblindet ist.

Diese Seite seines Schicksals hat die Nachwelt weniger in Erinnerung behalten. Man kennt Galilei als einen der bedeutendsten Forscher und Gelehrten, der engagiert, mit brillanter Rhetorik, nicht selten auch mit ätzender und verletzender Schärfe in einer der großen Umbruchzeiten der europäischen Geschichte Position bezogen hat. Die Umwälzungen wurden durch wissenschaftliche Beobachtungen vorangetrieben, die infolge neuer technischer Geräte, wie beispielsweise des Teleskops, bislang unbekannte Ausmaße annahmen. Dabei kam es zu Entdeckungen, die sich nicht mehr in die herkömmlichen Weltdeutungsmuster einfügen ließen.

Die großen Gelehrten seiner Zeit waren aufgewühlt von den Widersprüchen, die zwischen dem traditionellen, stark von Aristoteles geprägten Modell von Welt und Kosmos und den neuen Theorien eines Kopernikus oder eines Tycho Brahe bestanden. Welche unausdenkbaren Konsequenzen für den christlichen Glauben würde es nach sich ziehen, wenn sich die Basisannahmen bisheriger Wissenschaft in ihren Grundfesten als nicht tragfähig erwiesen! Welche beängstigenden Auswirkungen waren angesichts des rapiden Vertrauensverlustes zu befürchten, dem die kirchlichen und weltlichen Autoritäten durch die Gemetzeln des Dreißigjährigen Krieges ausgesetzt waren! Die Zeichen der Zeit standen infolge der konfessionellen Spaltung des Abendlandes auf Sturm.

Es ist wohl richtig, daß Galilei kein Interesse an diesen Zusammenhängen hatte. Auch in seinen wissenschaftlichen Behauptungen war manches unausgegoren und widersprüchlich, die Art, mit seinen Gegnern umzugehen, war bisweilen in unverständlicher Weise hart und verlet-

zend. Aber dies rechtfertigt nicht die Intrigen gegen ihn, nicht die Halbwahrheiten und schon gar nicht die Fälschungen und Lügen, die seine Geschichte zum »Fall Galilei« machten. Und dies rechtfertigt nicht das Vorgehen der Inquisition, vor der er seine Erkenntnisse schließlich widerrief. Keine nachträgliche Rehabilitierung, wie sie endgültig erst durch Papst Johannes Paul II. im Jahre 1979 erfolgte, mindert die menschliche Tragik dieses Mannes, die Friedrich Dessauer anlässlich des 300. Todestages inmitten des Zweiten Weltkrieges so eindringlich bedauert hat:

*Das Unglück kam, ein falsches, ein hartes, ein ungerechtes Urteil. Die Größe des Unglücks ist es, die uns angeht. Ein Mensch wird Opfer. Ein bedeutender, ungemein starker, leidenschaftlicher Denker. Ein Mensch mit guten Eigenschaften und mit Schwächen. Von kindlich-naiver – und darum erträglicher Eitelkeit; des Echos bedürftig und darum bedacht auf Resonanz der Umgebung. Fromm und gläubig – ohne Wanken – bis zum Tode, doch derben Erdenfreuden manchmal geneigt. In Glück und Unglück allzu sehr bewegt. Einsicht seiner eigenen Schwächen, doch ohne starken Willen, dagegen zu kämpfen. Kein Weiser, kein Menschenkenner, nicht egoistisch – eher verschwenderisch –, aber stark egozentrisch. Unbändig stark im offenen Kampf der Debatte, hilflos, ratlos gegen verborgenen, nur geahnten Feind.*

*Lesehinweis:* K. Fischer, Galileo Galilei, München 1983

*Ferdinand Angel*



Den Roten gilt Walter Dirks als zu schwarz, den Schwarzen als zu rot. Er läßt sich nicht leicht in ein Lager einordnen – weder politisch noch kirchlich. Dirks ist viel zu ehrlich, um feige unentschieden zu sein. Er versteht sein Arbeiten als Publizist und Journalist als »Geschäftsführung ohne Auftrag«. Er mischt sich ein, ohne fremde, externe Legitimation: weder von Staat oder Partei, noch von einer Kirche. Sagen, was ist – darin besteht sein Geschäft. Er versieht es in der Perspektive der bürgerlichen und proletarischen Aufklärung und im Geist des Evangeliums. Gemeinwohl, pragmatische Wahrheit und die Zuwendung zum Publikum aus gemeinsamer Betroffenheit heraus, das sind die ethischen Elemente seines schriftstellerischen Handelns. Wer so selbstverantwortlich und frei wirkt, ist unbequem. Dirks war es als Redakteur linkskatholischer Tageszeitungen während der Weimarer Republik, er war es auch als Kritiker der aufkommenden NSDAP. Die »Frankfurter Hefte« waren unbequem als Schleuder und Stein in seiner Hand im Kampf gegen den restaurativen Charakter der Kanzlerepoche Konrad Adenauers im Wirtschaftswunderdeutschland. Und unbequem blieb Dirks als Kulturchef des WDR. Als sich das Establishment in Reaktion auf die RAF-Anschläge in der Wagenburg von »law and order« verschanzte, plädierte Dirks in einem internen Positionspapier für Dialog und linke Parteilichkeit:

*Worauf läuft das hinaus? Eine Antwort wäre: auf mehr Parteilichkeit. Wenn nur ein gewisser Realitätsgehalt in meiner Sorge steckt, kann ich mich nicht mehr als alter, weiser Journalist ... »oberhalb« der pluralen Gesellschaft aufhalten, zwar in vielen Dingen relativ beteiligt als etwas »der SPD nahestehend«, als Freund mancher CDU-Leute, die Kritiker von Barzel und Strauß sind, als behutsamer Sympathisant der ernsthaft »human-liberalen« Tendenzen in der FDP, als Kritiker des Kapitalismus und vieler Kapitalisten, als mehr oder weniger realistischer Reformers undsoweiter undsofort, – sondern dann kommt die Zeit, wo ich Farbe bekennen muß, wo ich mich genötigt sehe, die Gesellschaft in Freunde und Feinde einzuteilen, sich mit den Freunden zu solidarisieren – was Kritik an ihnen und Streit mit ihnen nicht aus-, sondern einschließt. Denn: »Gefahr ist im Verzug«, – und wenn der Faschismus*

*kommt, will ich nicht als Unterlassermitschuldig gewesen sein. Daß alle Differenzierung zugleich bleibt, Kritik an den »Gleichgesinnten«, Verständnis der Gegner, Sachlichkeit der Argumente, ist ebenso klar – aber diese »weisse« Differenzierung bekommt in der neuen und neuerkannnten Polarisierung neuen Stellenwert.*

Für Dirks bleibt die schwierigste Leistung der Intellektuellen, »die Leidenschaft der Analyse und Kritik mit der Leidenschaft zur Integration zu verbinden«. Als alter Mann bemerkt der Vater von vier Töchtern im Alterssitz des Ehepaars in Wittnau bei Freiburg, daß er nicht nur milder, sondern auch radikaler geworden sei. Und das meint auch: treu zur Wahrheit, die auf die politischen Realitäten hin auszubuchstabieren ist.

*Lesehinweis:* W. Dirks, Der singende Stotterer. Autobiographische Texte, München 1983

*Wilfried Köpke*

Das öffentliche Leben Ignaz von Döllingers umfaßt drei etwa gleich lange Perioden. Die erste ist geprägt von seinem Kampf für die römische Kirche. Ihre Freiheit und die Emanzipation der Katholiken in Deutschland schien ihm nur durch konfessionelle Profilierung und Absetzung von den Protestanten möglich. Während die katholische Kirche auf dem Fundament der Apostel beruht, war für den jungen Döllinger jede andere Kirche wie »ein aus der Erde hervorgewachsener Pilz«.

In der zweiten Epoche seines Wirkens wird eine zunehmend schärfere Kritik am römischen Ultramontanismus erkennbar, in dem er nun einen Bruch mit der Alten Kirche erblickte. Gleichzeitig trat für Döllinger der Gedanke der christlichen Einheit immer mehr ins Zentrum seiner Bemühung. So formulierte er in seiner Rede über »die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie« (1863):

*Uns (= den Deutschen) allein unter allen Völkern ist das Geschick widerfahren, daß das scharfe Eisen der Kirchentrennung mitten durch uns hindurchgegangen ist und in zwei fast gleiche Hälften uns zerschnitten hat, die nun nicht voneinander lassen und doch auch nicht recht miteinander leben können. Zwei Hälften, sage ich, die sich in des Herzens Tiefe nach Wiedervereinigung sehnen ... Sollte die deutsche Theologie nicht als der Speer des Telephos sich erweisen können, welcher die Wunde erst schlägt und dann heilt? Deutsche Theologen sind es gewesen, welche die Spaltung begonnen, welche das Feuer der Zwietracht entzündet und es seitdem, emsig Holz zusammentragend, genährt haben ... So hat denn auch die deutsche Theologie den Beruf, die getrennten Konfessionen einmal wieder in höherer Einheit zu versöhnen ... Nur derjenige will wirklich einen Zweck, der auch die Mittel will, ohne deren Anwendung der Zweck nicht erreichbar ist, und dieses sein Wollen durch die Tat kundgibt. Die Mittel aber heißen hier: Demut, Bruderliebe, Selbstverleugnung, aufrichtige Anerkennung des Wahren und Guten, wo es sich auch findet, gründliche Einsicht in die Gebrechen, Schäden und Ärgernisse unserer eigenen Zustände und ernstlicher Wille, die Hand anzulegen zu ihrer Abstellung.*

Die offizielle katholische Kirche ging in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts andere Wege, geprägt von Abgrenzung, Verdächtigung und Verurteilung aller neuzeitlichen Entwicklungen. In diesem Rahmen ist auch die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit und des Universalprimats durch das I. Vatikanische Konzil zu sehen, in denen Döllinger einen dogmatischen Bruch mit der Alten Kirche und ihrer Botschaft erblickte. Er konnte diesen Dogmen nicht zustimmen und wurde darum im April 1871 feierlich exkommuniziert.

Döllingers dritte Schaffensperiode ist eng mit dem Entstehen des Altkatholizismus verbunden. Er hat die altkatholische Bewegung geistig und moralisch mitgetragen, wollte aber verhindern, daß sie zu einer Kirche wird und damit das Schisma institutionell verfestigt. Er verstand sich als wegen seiner Glaubenstreue zu unrecht exkommunizierter Katholik. Aber eine ungerechte Exkommunikation schädigt, wie die Kirche immer lehrte, nicht den Betroffenen, sondern den Exkommunizierenden in seinem Seelenheil. Darum war Döllinger auch nach seiner Exkommunikation bereit, Katholiken, denen wegen ihrer Ablehnung des Konzils die Sakramente verweigert wurden, seelsorglich beizustehen.

*Lesehinweis:* J. Finsterhölzl, Ignaz von Döllinger, Graz 1969

*Peter Neuner*

Auf dem fünften Katholikentag zu Mecheln am 23. September 1909 hielt der belgische Benediktiner Lambert Beauduin aus der Abtei Kaiserberg zu Löwen ein Referat: »La vraie prière de L'Église«. Er nannte die Liturgie das wahre Gebet der Kirche, das Band der Einheit zwischen Priester und Volk und das große Instrument der kirchlichen Verkündigung. Er sprach von der Notwendigkeit, die Liturgie zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes zu machen. Die von ihm vorgeschlagenen Entschlüssen waren: eine weite Verbreitung muttersprachlicher Übersetzungen der Meß- und Vespertexte mit dem Ziel, das Missale zum Volksgebetbuch zu machen und die Gläubigen während der verschiedenen Gottesdienste auf das Verrichten privater Gebete verzichten zu lassen; Durchdringung aller Frömmigkeit von der Liturgie her. Zum Leitwort seiner pastoral-liturgischen Arbeit hat Beauduin die »tätige Teilnahme« (»actuosa participatio«) der Gläubigen an der Liturgie gemacht. Dieses Wort hat er aufgegriffen aus einem Schreiben Pius' X. über die Kirchenmusik (1903), in dem der Papst die »aktive Teilnahme an den Mysterien und dem öffentlichen und feierlichen Gebet der Kirche« fordert. Diese päpstlichen Worte gaben Beauduins pastoral-liturgischer Arbeit eine feste Grundlage.

Am 4. August 1873 geboren als Sohn eines Großindustriellen, wurde Beauduin zunächst Weltpriester des Bistums Lüttich und schloß sich 1899 der Gemeinschaft der »Aumôniers du Travail« an, die Bischof Doutreloux von Lüttich zugunsten des Arbeiters im Sinne der Sozial-Enzyklika »Rerum Novarum« gegründet hatte. Hier konnte er sein soziales Bemühen und organisatorisches Talent zeigen. Wegen Schwierigkeiten verließ er die »Aumôniers du Travail« und trat in das junge Benediktinerkloster Kaiserberg ein, wo er 1907 die Mönchsprofeß ablegte. In der von der Liturgie geprägten Spiritualität ging ihm eine neue Welt auf. Auf dem Hintergrund seiner sozialen und pastoralen Arbeit erkannte er, daß hier ein verschütteter Zugang für die Gläubigen freizulegen war. Schon als Novize sagte er:

*Wir Benediktiner sind die Aristokraten der Liturgie. Es ist notwendig, daß jedermann sich von der Liturgie nähren kann, auch die niedrigsten Leute. Darum ist es notwendig, die Liturgie zu demokratisieren.*

Es blieb kein Traum. Wenige Wochen nach seinem Referat zu Mecheln gab er eine Art Volksmeßbuch in Form einer Monatszeitschrift mit dem bezeichnenden Titel »La Vie Liturgie« heraus. 1910 wurden die Zeitschriften »Questions Liturgiques« und »Tijdschrift voor Liturgie« gegründet. 1910 fanden auch die ersten »liturgischen Wochen« in der Abtei Kaisersberg mit großen Teilnehmerzahlen und ausstrahlender Begeisterung statt. Einen Traum jedoch sah er damals nicht in Erfüllung gehen: eine Schule für die Bildung der Liturgiedozenten. Beauduin stieß mit seinen Anliegen durchaus auf Widerstand, zumal man keinen Begriff hatte von der wirklichen Bedeutung der Liturgie: für viele war sie nur der äußerliche, zeremonielle Teil des christlichen Gottesdienstes. Die Widerstände veranlaßten ihn, 1914 seine Meinung in der Schrift »La piété de l'Église« zusammenzufassen. 1920 wurde er zum Dogmatikprofessor am Kolleg San Anselmo in Rom ernannt. Dort reifte der Plan, ein Unionskloster zu gründen, in dem neben der lateinischen auch die östliche Liturgie gefeiert und studiert würde. So wurde 1925 das Unionskloster Amay gegründet, das 1939 nach Chevetogne übersiedelte. Große Widerstände und Schwierigkeiten verursachten, daß er 1928 sein Amt als Prior niederlegen und ein unstetes Wanderleben beginnen mußte. Erst im Jahre 1951 war es ihm vergönnt, nach Chevetogne zurückzukehren. 1943 jedoch, bei der Gründung des »Centre de Pastorale Liturgique« in Paris, konnte er kräftige Hilfestellung leisten. Beauduin starb 1960, am Vorabend des Zweiten Vatikanischen Konzils, das für die Liturgie und für die Ökumene so eingreifend war.

*Lesehinweis:* B. Neuheuser, Die klassische Liturgische Bewegung 1909-1963 und die nachkonziliare Liturgiereform, in: Mélanges liturgiques offerts au R.P. Dom Botte, Löwen 1972, 401-416

*Josef Lamberts*

In seinem 1781-87 erschienenen Volksroman »Lienhard und Gertrud« setzte der vaterländisch gesinnte Johann Heinrich Pestalozzi seine politischen Hoffnungen hauptsächlich auf die Gottesfurcht und die Menschenliebe der Fürsten und Vögte. Das hindert ihn nicht, sich wenige Jahre später auf die Seite der Französischen Revolution zu stellen. Als die Revolution 1798 in die Schweiz einmarschiert, bietet Pestalozzi der neugebildeten Regierung alsbald seine Dienste an, »überzeugt, daß das Vaterland eine wesentliche Verbesserung der Erziehung und der Schulen für das niederste Volk dringend bedarf«. Das von Pestalozzi dazu angeregte pädagogische Experiment wird genehmigt und kann, wenn auch unter ganz anderen und viel ungünstigeren Umständen, als sich dieser das gedacht hatte, im Winter 1798 beginnen: in Stans am Vierwaldstättersee. Dort wird in einem Kloster eine Armenanstalt eingerichtet, deren Leiter, Lehrer, Geschäftsführer und Hausmeister Pestalozzi in Personalunion ist. So sehr er sich dadurch überfordert fühlt, so sehr kommt dies seinen pädagogischen Intentionen im Grunde entgegen; denn so kann er seinen Kindern, wie ein Hausvater, »alles in allem« sein. Doch nur ein halbes Jahr später muß das Experiment abgebrochen werden, sieht Pestalozzi sein Werk »zernichtet« und seine »schwindende Kraft unnütz verschwendet«. Der jetzt 53jährige, der schon eine Reihe schwerer Fehlschläge hinter sich hat, der von materiellen, beruflichen und familiären Sorgen niedergedrückt ist und sich durch die kräfteaubende Arbeit in Stans völlig ausgelaugt fühlt, wird von Freunden eingeladen, sich in der Nähe von Bern etwas zu erholen. Dort »auf dem Rasen des Hohen Hubels bei einer alten faulenden Tanne« hat er Zeit, seine Tätigkeit in Stans zu überdenken. In Form eines Briefes an einen Freund, der als »Stanser Brief« später zu einem pädagogischen Klassiker werden sollte, legt er seine Überlegungen schriftlich nieder:

*Ich wollte eigentlich durch meinen Versuch beweisen, daß die Vorzüge, die die häusliche Erziehung hat, von der öffentlichen müssen nachgeahmt werden, und daß die letztere nur durch die Nachahmung der erstern für das Menschengeschlecht einen Wert hat.*

*Schulunterricht ohne Umfassung des ganzen Geistes, den die Menschenerziehung bedarf, und ohne auf das ganze Leben der häuslichen Verhältnisse gebaut, führt in meinen Augen nicht weiter als zu einer künstlichen Verschrumpfungsmethode unseres Geschlechts.*

*Jede gute Menschenerziehung fordert, daß das Mutterauge in der Wohnstube täglich und stündlich jede Veränderung des Seelenzustandes ihres Kindes mit Sicherheit in seinem Auge, auf seinem Munde und seiner Stirn lese.*

*Sie fordert wesentlich, daß die Kraft des Erziehers reine und durch das Dasein des ganzen Umfangs der häuslichen Verhältnisse allgemein belebte Vaterkraft sei.*

*Hierauf baute ich. Daß mein Herz an meinen Kindern hange, daß ihr Glück mein Glück, ihre Freude meine Freude sei, das sollten meine Kinder vom frühen Morgen bis in den späten Abend in jedem Augenblick auf meiner Stirne sehen und auf meinen Lippen ahnen.*

Obwohl Pestalozzi in Stans letztlich scheiterte, fühlt er sich in seinen Grundüberzeugungen durch die praktischen Erfahrungen, die er dort gewonnen hat, bestärkt. Er hat die Zuversicht, »daß eine glückliche Nachwelt den Faden meiner Wünsche sicher da wieder anknüpfen wird, wo ich ihn lassen mußte«. In diesem Punkt hat ihm die Geschichte längst recht gegeben. Doch Pestalozzi ist nicht der Mann, der die Ausführung seiner Visionen nur der Nachwelt überläßt. Er macht weiter: in Burgdorf, in Münchenbuchsee und schließlich in Iferten, wo Pestalozzi, der sich selbst als elend schlechten Lehrer empfindet und nach Ansicht auch seiner Mitarbeiter ein gewöhnliches Lehrerexamen schwerlich erfolgreich passiert hätte, mit seiner Methode Weltruf erlangt.

*Lesehinweis:* J.H. Pestalozzi, Ausgewählte Schriften (hrsg. v. W. Flitner), Frankfurt/M. 1983 (Klett-Cotta/Ullstein 39070)

*Rudolf Englert*

Friedrich Gogarten gehört zu den wenigen Theologen, deren gesamtes Werk sich als Spiegel unseres Jahrhunderts lesen läßt; denn er suchte nach Gottes Spuren in der Welt. Ihn beschäftigte sein Leben lang die Frage, wie man angemessen von Gott reden kann, ohne einerseits den grundsätzlichen Unterschied zwischen Gott und Mensch zu verleugnen und andererseits die Tatsache außer acht zu lassen, daß Gottes Anspruch und Zuspruch konkret an den Menschen in seiner Zeit ergeht. Die Antwort auf diese Frage hat er konsequent aus der Perspektive des Menschen zu geben versucht.

In seinem nicht nur in Theologenkreisen Aufsehen erregenden Aufsatz »Zwischen den Zeiten« (1920) rüttelte er seine Zeitgenossen wach, indem er die Niederlage von 1918 als den Untergang der gesamten geistigen Welt des 19. Jahrhunderts deutete. Dem veränderten Selbstverständnis der Nachkriegsgeneration entsprechend, entwickelte er einen theologischen Personalismus, der sich von nun an wie ein roter Faden durch das Gesamtwerk zieht: Das Individuum erfährt seine Begrenzung und damit den von Gott gestifteten Lebensgrund im Anspruch des Du, über dessen Willen der einzelne ebensowenig verfügen kann wie über den Schöpferwillen Gottes. Gut und Böse sind bei Gogarten keine moralischen, sondern existentielle Kategorien:

*Die gewisse Größe, die in jeder wirklich bösen Tat liegt, ist ein Abglanz des Guten... Daß jede wirklich böse Tat eine gewisse menschliche Größe hat, das ist dadurch bedingt, daß auch das Selbst-sein, das der Mensch mit der bösen Tat erstrebt, nicht möglich ist ohne sein Selbst-sein vom Anderen her, das heißt, ohne daß das Gute immer schon geschieht... Denn er selbst sein kann der Mensch nur, indem das Gute geschieht, nämlich, indem er je vom Anderen her ist. Und so kann der Mensch auch in der bösen Tat immer nur er selbst sein wollen, weil er es immer schon ist je vom Anderen her. Indem er nun aber in der bösen Tat in Frevel er selbst sein will, raubt er seine »Selbstheit«, sein »Selbst-sein« dem Guten. Er raubt dem, der sein Herr ist, die Herrschaft und legt sie sich selbst bei.*

Mit der Veränderung der politischen Lage um 1930 hat Gogarten auch den Schwerpunkt seiner Theologie verschoben. Das Gesetz Gottes, also der Anspruch Gottes ma-

nifestiert sich für ihn nun – in aller Verzerrtheit – im Gesetz des Staates; der fordernde Gott, in dessen Licht die Wirklichkeit auch als Geschenk erkannt wird, wird als derjenige erfahren, der den Menschen in seine Zeit und an seinen Ort stellt. Die kühne und viele kirchliche Theologen provozierende These jener Jahre lautet: Die Gotteserfahrung gehört mitten in die private und politische Realität eines jeden Menschen hinein.

Das Dilemma einer nur ungenügenden Grenzziehung zwischen dem Machtanspruch des Staates und dem Gottes bzw. des Evangeliums löste Gogarten nach 1945 mit einer theologischen Deutung der Neuzeit, freilich um den Preis einer – die 50er Jahre allgemein kennzeichnenden – Entpolitisierung seiner Theologie: Die Säkularisierung (Verweltlichung) versteht Gogarten nicht als Gegensatz zum Christentum, sondern als seine Folge. Denn erst der christliche Glaube habe den Menschen zwischen Gott und Welt gestellt und ihn befreit, sein Leben und sein Handeln in und mit den Gesetzen der Welt wahrzunehmen. »Verantwortung vor Gott« heißt nun das Stichwort Friedrich Gogartens.

*Lesehinweis:* F. Gogarten, *Gehören und Verantworten*. Ausgewählte Aufsätze 1928-1966 (hrsg. v. G. Göckeritz), Tübingen 1988

*Friedrich Brandi*

Am 13. Oktober 1905 wird die Entscheidung über den künftigen Lebensweg und die existenzinfordernde Aufgabe endgültig. An diesem Tag teilt der 30jährige Elsässer Albert Schweitzer aus Paris seinen Eltern und wenigen Nahestehenden seinen Entschluß über die Aufnahme des Medizinstudiums für den künftigen Dienst als Arzt in Afrika mit. Ein Bruch in seiner Lebensplanung? A. Schweitzer verfügte bereits über anerkannte wissenschaftliche und künstlerische Qualifikationen. Als Hochschullehrer und Bachinterpret lag eine glänzende Karriere vor ihm. »Ich habe jahrelang überlegt, hin und her. Zuletzt wurde mir klar, daß dies mein Leben sei, nicht Wissenschaft, nicht Kunst, sondern einfach Mensch werden und im Geiste Jesu irgend etwas Kleines zu tun.«

Erst im April 1913 erreicht der kritische und kritisierte Theologe (Jesus- und Paulus-Forscher), der Philosoph (Kant- Forscher und spätere Kulturkritiker), Musikwissenschaftler sowie Orgelkünstler und Tropenmediziner in Begleitung seiner Frau Helene, geb. Breslau, sein Ziel: Lambarene am Ogowe in Äquatorialafrika. 70 Kisten medizinischer Ausrüstung und ein mit Orgelpedalen ausgestattetes Klavier bildeten den Grundstock für den Start einer Arztstation in einem umgewandelten Hühnerstall. Mit dem dritten von ihm errichteten Spital werden Albert Schweitzer und Lambarene seit 1927 Synonyme für die konkrete Praxis einer dem leidenden Menschen zugewandten Humanität, die so mancher Besserwisser über Jahrzehnte hin regelmäßig mit Kritik bedachte. Schweitzer selbst verstand seinen Einsatz als Akt stellvertretender Sühne für das kolonialistische Europa, für das von Weißen den Farbigen zugefügte Leid:

*Eine große Schuld lastet auf uns und unserer Kultur. Wir sind gar nicht frei, ob wir an den Menschen draußen Gutes tun wollen oder nicht, sondern wir müssen es. Was wir ihnen Gutes erweisen, ist nicht Wohltat, sondern Sühne. Für jeden, der Leid verbreitet, muß einer hinausgehen, der Hilfe bringt. Und wenn wir alles leisten, was in unseren Kräften steht, so haben wir nicht ein Tausendstel der Schuld gesühnt.*

Während einer Flußfahrt auf dem Ogowe geht ihm das ethische Prinzip der »Ehrfurcht vor dem Leben« auf, das die ethische Botschaft Jesu in der Perspektive der europä-

ischen Aufklärung universalisiert und gleichzeitig, wenn auch zunächst unthematisch, dem asiatischen Denkhorizont annähert. »Mein Leben trägt seinen Sinn in sich selber. Er liegt darin, daß ich die höchste Idee lebe, die in meinem Willen zum Leben auftritt ... die Idee der Ehrfurcht vor dem Leben. Daraufhin gebe ich meinem Leben und allem Willen zum Leben, der mich umgibt, einen Wert, halte mich zum Wirken an und schaffe Werte.«

Das ethisch-universale Leitmotiv der »veneratio vitae« verwirklicht Schweitzer in seinem Krankendienst wie in seinem alle Völker einschließenden Friedensdienst zur Förderung einer »humanitären Zivilisation, auf der Grundlage der Barmherzigkeit« und unter Preisgabe der Vorurteile.

1951 empfängt er aus der Hand des deutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. 1953 wird ihm der Nobel-Friedenspreis verliehen. Die internationale Anerkennung stärkt die moralische Autorität des Urwaldarztes von Lambarene in friedloser Zeit. Wiederholt wendet sich der vielfach Geehrte mit seinen Appellen gegen Atomversuche und die Atombombenproduktion. Am 3. Juni 1965 fordert der nun Neunzigjährige den Waffenstillstand in Vietnam. Drei Monate später, am 4. September, stirbt Schweitzer, der den Menschen ein Mensch sein wollte, in Lambarene.

Papst Paul VI. würdigte ihn als »edles Beispiel« menschlich-christlicher Brüderlichkeit. Kardinal Feltin anerkannte sein »ausdrucksvolles Zeugnis für christliche Nächstenliebe und den Ruf nach wahrer Liebe«. Der evangelische Theologe H. Thielicke deutete ihn als prophetischen Unterwanderer des Kolonialismus. –

Stefan Zweig (1932): »...sein ganzes Denken und Leben beruht ja in der höchsten Lebensbejahung oder, besser gesagt, der Bejahung des Lebens in allen seinen geistigen und irdischen Formen, also in verstehender Konzilianz und Toleranz«.

*Lesehinweis:* A. Schweitzer, Was sollen wir tun? 12 Predigten über ethische Probleme (hrsg. v. M. Strege/L. Stiehm), Heidelberg 1974

Hans-Jürgen Findeis

## UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Rudolf Englert

**Woran sie glaubten - wofür sie lebten**

Vorbilder für die 365 Tage des Jahres. Ein Kalenderbuch.  
Sonderausgabe

Paperback, Broschur, 384 Seiten, 20,4x24,0  
ISBN: 978-3-466-36722-1

Kösel

Erscheinungstermin: Juli 2006

Sie meisterten ihr Leben und standen ein für ihre Überzeugungen: ein beeindruckendes Panorama von Frauen und Männern aus Politik, Kunst, Wissenschaft, Philosophie und Religion. Ihre Lebensgeschichte und ihr Wirken bergen bedeutsame und häufig vergessene Botschaften für Menschen von heute.

Für jeden Tag des Jahres stellt dieses Kalenderbuch ein inspirierendes Vorbild vor.

Eine Auswahl der 365 Porträts:

Abaelard, Adorno, Bach, Benedikt, Bloch, Camus, Chagall, Delp, Dürer, Eichendorff, Franz von Assisi, Freud, Galilei, Guardini, Heinemann, Hildegard von Bingen, Jesus, Jung, Kafka, King, Lasker-Schüler, Luther, Marx, Nietzsche, Novalis, Paulus, Platon, Saint-Exupéry, Geschwister Scholl, Stein, Thomas von Aquin, Tolstoi, Tucholsky, Wittgenstein, Zwingli.